

Ich ist ein

Zehn Romane über das Schreiben von Romanen

Von Dorothea Keuler

In der Stadtbücherei, auf der Pyramide, wo die Neuerscheinungen stehen, sehe ich den jüngsten Roman von Markus Orths – *Hirngespinnste* heißt er – mit einem drallen Nummerngirl in Pumps und Tutu auf dem Cover. Ich nehme das Buch trotzdem vom Stapel und bereue es nicht. „Ein junger Schriftsteller versucht verzweifelt, seinen zweiten Roman zu schreiben“, verrät der Klappentext. Das Problem kenne ich. Ich selbst bin daran gescheitert, ich habe mehrere zweite Romane angefangen, aber nicht zu Ende geschrieben. Dieses Buch muss ich lesen!

Schreiben, so erfahre ich dann, sei nicht das Problem, sondern das verlagsgefällige, marktgerechte Schreiben. So verblüffend neu ist diese Erkenntnis ja nicht, aber Markus Orths bringt sie runderneuert, mit verspieltem Witz und überraschenden Einfällen unter die Leute. Sein naiver Held Kranich verarbeitet seine Erfahrungen als Jungautor im Literaturbetrieb und handelt sich eine herbe Absage ein. „Nestbeschmutzung“, schimpft der Verleger und Kranich begreift: nichts Selbsterlebtes, sondern etwas Erfundenes wird er schreiben müssen. Also quält er sich mit Recherchen für ein schließlich scheiterndes Großprojekt, bringt dann seinen inneren Kritikerchor mittels Gehirndoping zum Schweigen, um den ersten links-hemisphärischen Roman der Literaturgeschichte zu schreiben („Experimentalkacke“, sagt sein Verleger dazu), entdeckt schließlich die *écriture automatique* und hofft inständig, dass der „richtige“ Roman vielleicht so geboren wird.

Bücher mit schreibenden Protagonisten und Romane im Roman hat es sicher schon vor Cees Nootebooms *Lied von Schein und Sein* (1981, deutsch 1989) gegeben, aber gewiss nicht in der Häufung, die in den letzten Jahren zu beobachten ist. Es scheint, dass SchriftstellerInnen zunehmend das Bedürfnis haben, alle Facetten ihrer Arbeit auszuleuchten und zu reflektieren – was auf ein großes Interesse seitens des Publikums stößt. Das wiederum hat möglicherweise mit der Erkenntnis zu tun, die in Milena Mosers Roman *Möchtegern* aufscheint: Schreiben will eigentlich jede/r. Dafür ertragen die Probanden (von Protagonisten kann man hier eigentlich nicht sprechen) das grausame Spiel eines Castings zum „SchreibStar“, das man sich

anderer –

als Kreuzung zwischen Such-den-Superstar, Klagenfurter Literaturzirkus und Big-Brother-Container vorstellen muss. Eine ganze Galerie von Schreibertypen führt Milena Moser vor – nein, stellt sie vor, denn dazu behandelt sie ihre Figuren mit ihren Macken, Meisen und Träumen viel zu verständnisvoll. Erlösung suchen sie alle, vom faden Alltag, vom Beziehungsstress, vom Verkanntsein. Ihre Hoffnung heißt: ein Buch schreiben, berühmt, SchriftstellerIn werden. Dann wäre alles, alles gut.

Und dann? Dann erzählt man vom wilden, gefährlichen Autorenleben. Man überzieht sein Konto, trinkt eine Menge und trifft sich mit anderen schrägen Typen. *Das bin doch ich* nennt Thomas Glavinic seinen Roman, in dem unter anderen auch sein Kollege Daniel Kehlmann figuriert. Glavinic verwendet Klarnamen und selbstverständlich die Ich-Form. Autofiktion heißt das literarische Verfahren, bei dem Autobiografisches und Fiktives, Erfahrenes und Erfundenes nicht mehr zu trennen sind.

Ralf Rothmann schildert die arrivierte Schriftstellerexistenz. Sein Künstler- und Liebesroman *Feuer brennt nicht* behandelt die Beziehung zwischen Künstler und Muse. Die Hommage an die liebende, dienende, sich opfernde Muse, die das Romanende nicht mehr erlebt, ist schön und traurig, aber auch ziemlich altmodisch mit ihrer Botschaft, dass es auch im 21. Jahrhundert nicht ohne Frauenopfer für die Kunst geht.

Dass man(n) mit Status und Nimbus eines Schriftstellers bei andernfalls unerreichbaren Frauen Erfolg hat, erfährt David, der schüchterne Held von Martin Suters Roman *Lila, lila*, am eigenen Leib und mithilfe eines fremden Manuskripts, das er in einem beim Trödler gekauften Schränkchen gefunden hat. Prompt gewinnt der vermeintliche Dichter die schöne Marie zur Freundin und wird zum Kulturautor. Vor massenhaft anstürmendem Publikum soll David – nicht gerade ein Mann des Wortes – lesen und dem Verlag zügig den nächsten Bestseller abliefern! Angesichts all der Zumutungen des Literaturbetriebs erscheint die drohende Entlarvung seines Betrugs eher als Erlösung denn als Katastrophe.

Albert Rusch, Protagonist von Friedrich Christian Delius' Roman *Der Königsmacher*, ist als Schriftsteller der mittleren Generation längst von Popliteraten und Fräuleinwundern abgehängt worden. Doch mit Hilfe einer neu entdeckten Ahnfrau bringt er seine stagnierende Karriere wieder in Schwung. Denn seine Vorfahrin ist nicht irgendwer, sondern die Tochter einer Berliner Tänzerin, die einst das Bett mit einem Preußenprinzen teilte. Während Rusch noch schwankt, ob er Ahnfrau Wilhelmines Geschichte zum opulenten, hollywoodreifen Breitwandschinken ausmalen oder lieber als kritisch-sensible Zeitstudie schreiben soll, überkommt ihn bei der Lesung eines popliterarischen Kollegen die Erleuchtung: Nicht der Text, sondern das Image seines Autors macht den Erfolg. Rusch lernt rasch,

oder

stilisiert sich zum Königs-Enkel und bedient als selbst ernannter Hohenzollernprinz die Preußenkonjunktur. Während die uneheliche Königstochter in seinem Roman als Spielball von Intriganten und Profiteuren ihrem allzu frühen Ende entgegengeht, vollzieht sich im wirklichen Leben der Aufstieg ihres Ur-Ur-Urenkels zum Medienstar. Leider verstrickt sich Rusch – das ist Berufsrisiko – in seiner eigenen fiktiven Welt. Die Ahnengeister, die er rief, wird er nicht mehr los und was als gewiefte Selbstvermarktungs-Strategie begann, kulminiert in einem Wahn, den erst ein verständnisvoller Psychiater heilen kann.

Anne Webers Roman *Luft und Liebe* erzählt eine alte Geschichte verblüffend neu. Es ist eine Liebesgeschichte und sie geht nicht gut aus, so viel erfährt man gleich zu Anfang. Jede der drei Heldinnen ist eine Abspaltung der Frau, die diese Geschichte erlebt und erlitten hat, und nun teilen sie sich selbst die Arbeit des Erzählens. Léa, die Protagonistin eines schlechten Romans, fällt der Ich-Erzählerin ständig ins Wort. Die Märchenprinzessin gibt sich ganz ohne Arg ihrer Liebesgeschichte mit Ritter und Schloss hin – freilich in einer Sparversion, denn der Ritter ist arm, das Schloss heruntergekommen und für ihren Kinderwunsch müssen die Liebenden die Dienste der Reproduktionsmedizin bemühen. Die düpierte Ich-Erzählerin schließlich hat einen Liebesverrat zu verarbeiten und behält tapfer die Fäden eines filigranen Erzählgewebes in der Hand, während sie ihr Leben zu ordnen und neu zu arrangieren versucht. Es gilt das schmerzhaft Erfahrene zu literarischer Fiktion zu sublimieren und dabei kommt es zu dem höchst anregenden Paradoxon, dass die Entstehung eines angeblich misslungenen Romans mit großer Meisterschaft geschildert wird.

Verglichen mit diesem eleganten Gespinnst nimmt sich Ernst-Wilhelm Händlers Roman *Die Frau des Schriftstellers* recht sperrig aus. Der Protagonist soll das Buch eines großen, aber schreibgehemmten Kollegen

nicht?

vollenden und macht dabei eine haarsträubende Entdeckung: „Das Schlimmste, was mir passieren konnte, war passiert: Ein anderer hatte genau das Buch geschrieben, das ich schreiben wollte. Ein anderer hatte mir meine Kindheit geraubt. Ein anderer hatte mein Buch geschrieben.“ Hier wird zwar die Urangst eines jeden Schriftstellers auf die Spitze getrieben, doch zwischen diesen Erzählrahmen sind Texte aller Art eingespannt: Fragmente, Geschichten in der Geschichte, oft von alptraumhafter, halluzinatorischer Qualität, und bizarre Liebeszenen, gerade als ob ein Schriftsteller das Konvolut seiner Notizen vor seinen Lesern ausgebreitet hätte.

Die Episoden in Brigitte Kronauers Roman *Zwei schwarze Jäger* mögen allesamt dem Kopf der Schriftstellerin Rita Palka entsprungen sein, die sich in der Titelerzählung durch einen Leseabend von unsäglicher Peinlichkeit zu kämpfen hat. Anfangs entdeckt man nur lockere Bezüge zwischen den Geschichten, nach und nach werden die Verstrickungen enger. Die mythisch-poetisch aufgeladene Sprache bewirkt, dass man sich in diesem Labyrinth aus Orten, Zeiten, Menschen und ihren manchmal skurrilen Träumen aufs Angenehmste verirrt. Dasselbe Erzählverfahren wendet Daniel Kehlmann in seinem Kurzgeschichtenzyklus *Ruhm* an: weniger versponnen, mit weniger Finesse vielleicht, aber spannend erzählt. Neun sich gegenseitig erhellende Episoden, in denen sich die Schicksale kreuzen. Im Kern geht es um den Schriftsteller als allmächtigen Schöpfer und so ist es nur konsequent, wenn der schreibende Protagonist Leo Richter von der todgeweihten Heldin einer Geschichte angefleht wird, sie doch am Leben zu lassen. Und die makaber-ironische Schlusspointe darf man ruhig verraten: Am Ende lässt Richter seine Freundin, die die ganze Zeit nichts mehr fürchtete, als eine Figur in seinen Erzählungen zu werden, einfach verschwinden. //

Zum Weiterlesen:

Friedrich Christian Delius, **Der Königsmacher**. Rowohlt, Reinbek 2003. 318 Seiten, 8,90 Euro

Thomas Glavinic, **Das bin doch ich**. dtv, München 2010. 237 Seiten, 9,90 Euro

Ernst-Wilhelm Händler, **Die Frau des Schriftstellers**. Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt a. M. 2006.

640 Seiten, 25 Euro

Daniel Kehlmann, **Ruhm. Ein Roman in neun Geschichten**. Rowohlt, Reinbek 2009. 202 Seiten, 18,90 Euro
Brigitte Kronauer, **Zwei schwarze Jäger**. Klett-Cotta, Stuttgart 2009.

286 Seiten, 21,90 Euro

Milena Moser, **Möchtegern**. Nagel & Kimche, Zürich 2010. 455 Seiten, 19,90 Euro

Markus Orths, **Hirngespinnste**. Schöffling, Frankfurt a. M. 2009.

157 Seiten, 17,90 Euro

Ralf Rothmann, **Feuer brennt nicht**. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2010.

303 Seiten, 9,90 Euro

Martin Suter, **Lila, lila**. Diogenes Verlag, Zürich 2005. 344 Seiten, 9,90 Euro

Anne Weber, **Luft und Liebe**. S. Fischer, Frankfurt a. M. 2010. 188 Seiten, 17,95 Euro

Dorothea Keuler lebt als freie Autorin in Tübingen. Ihr jüngstes Buch *Verlorene Töchter. Historische Skandale aus Baden und Württemberg* ist im Herbst 2009 beim Silberburg Verlag erschienen.